

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 46

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Durch das Dörfchen Furtmühlbach zog sich in einer langen schwarzen Schlangenlinie das Leichenbegängnis. Voraus ging der Dorfschulmeister mit einer Schar Kinder. Die Knaben in ihren besten Sonntagsmonturen, die Mädchen in langen, schwarzen, oder schwarzgestreiften Schürzen. Sie sangen langsam gehend einen Choral, zweistimmig. Auch der Schulmeister sang. Mit angenehmem tiefem Bariton assistierte der alte Herr die jungen hellstimmigen Kehlen. Sechs alte Männer trugen auf einem Schragen den Sarg, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt und auf allen Seiten mit Kränzen behangen war. Hinter diesem schritt ernst und würdig der Herr Pfarrer. Ein kurzer Zwischenraum bezeichnete, daß die nächsten Verwandten fehlten.

Und nun folgten Männer in langen, schwarzblauen Schürzen und altmodischen Zylindern. Sodann viele Frauen. — Meist in kurzen Häubchen und in der Hand trugen sie ein großes, weißes Taschentuch, zum Zeichen der tiefen, angemessenen Trauer. Fast durchweg sah man gleichgültige Gesichter.

Nur einige alte Weiber weinten und schluchzten laut. Sie taten es immer bei solcher Gelegenheit, wo sie von einer allgemeinen Trauer ergriffen wurden. Eigentlich hatte ihm niemand besonders nahe gestanden, dem alten Raubhauz, den sie da vorn zur ewigen Ruhe trugen. Aber man tat, wie es recht und schicklich war im Dorf, auch dem Brennermüller die Ehrung an. An einer Straßenecke hatte sich die Lisbeth Hagmayer und der Deder-Andresen zuge-

stellt. Sie reihten sich ein je nach Alter und Geschlecht. Der Lisbeth war es heute ganz besonders andächtig zumute. Schien doch der Tod des alten Mannes dazu angetan, so ganz den Kummer und das Leid aus ihrem jungen Leben zu wischen. Heute wollte sie nach der Predigt auch zum Grabe ihrer Mutter gehen und beten. Der Vater, als Gleichaltriger und Schulkamerad zum Brenner, ging unter den Sargträgern.

Langsam schlängelte sich der Zug zum Friedhof hin. Dieser lag klein, ein lieblicher Gottesacker, linksseitig der Straße, die durch ein kleines Tal zur Oberamtsstadt führt, in einem dichten Kreis von Alazien, Trauerweiden und großen, schattigen Kastanienbäumen. Unter einem dieser Bäume, am nächsten der Straße, stand im schütenden Schatten ein großer, breitschultriger Mensch, blaß, in heftiger Erregung. — Es war Martin Schwab.

Raum fünf Stunden waren vergangen, seit dem Nichtsahnenden seine Kerkertüre sich öffnete zur goldenen Freiheit.

Beinahe höflich hatte ihn heute vormittag der wortfarge Gefängniswärter er sucht, mitzukommen zum Herrn Direktor. Und hier wurde es ihm eröffnet, das unerhörte Ereignis. Der strenge Herr Direktor las ihm in höchst eigener Person in förmlicher Weise vor, was sein früherer Dienstherr, Christoph Kaspar Brenner, Müller und Landwirt aus Furtmühlbach, eigenhändig „schwarz auf weiß“ nachgelassen hatte. Sodann nahm er eine



Die bewaffnete Neutralität der Schweiz: Ein schweizerischer Wachtposten im Splügenrebiet.

Am Tal eine italienische Grenzstation.

wohlvollende Pose an und gratulierte ihm zu dieser glücklichen Wendung seines unglückseligen Geschicks.

Ein gutes Mittagessen wurde ihm vorgesetzt und ein Wärter brachte ihm seinen eigenen Anzug. — Mit einer verbindlichen Verbeugung, die etwas wie eine Entschuldigung sein sollte, wurde er, da ja kein Gegengrund vorliege, entlassen, bis zu einer wei-

teren Verhandlung, die man ihm noch besonders mittheile und da dann wohl seine völlige Unschuld förmlich erweisen würde.

Erst war ihm alles vorgekommen wie ein schöner Traum. Als er unter dem mittag hellen Licht der Freiheit aus dem großen Gefängnisthor ging und in eine breite belebte Geschäftsstraße der Oberamtsstadt einbog, als er sich unbeachtet unter den geschäftig drängenden Menschen bewegte, da mußte er sich immer wieder sammeln zur tatsächlichen, offenkundigen Wirklichkeit.

Aber sahen ihm denn die Leute nicht an, daß er geradezu aus einem Verbrecherheim kam? Wußten sie denn nicht, daß er beinahe ein volles Jahr abgesperrt war von allem menschlichen Wirken und Wollen? Daß man ihn schuldig gesprochen hatte, einen Mitmenschen, jung, tatkräftig, gesund wie er es selbst war, niedergeschossen zu haben, tatblütig, unerschrocken?!

Vor einem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete durch die Scheiben sein Bild. Mager sah er aus und etwas vergrämt.

Aber das war ja sein grüner Sonntagsanzug, noch fast neu. Auf den er sich so gestreut und den er getragen hatte damals an der Kirchweih, und die Lisbeth —! Richtig, die Lisbeth...?!

Man hatte ihm doch vorhin auch noch einen Brief überreicht. Achlos und zerstreut hatte er ihn eingesteckt. Gewiß, er mußte von ihr sein. Wie konnte er bis jetzt den vergessen.

Er stellte sich in einen stillen Winkel und las. Sie schrieb ihm: Daß sie sich freue. Daß ja der Andresel und der Schulz gleich nach dem Brenner seinem Tod aufs Amtsgericht gefahren seien mit der hinterlassenen Beichtung. Daß sie sich freue, unendlich freue. Daß sie täglich zu Gott gebetet hätte, daß er sie erhört hätte und, — daß es noch eine Gerechtigkeit gebe.

Auch schrieb sie ihm: Daß sie ihn lieb habe, immer noch und mehr denn je. Daß sie ihm diese letzte schwere Zeit ausgleichen wolle mit treuer Liebe und mit vielen, vielen tausend Küßen.

Und vor allem: Daß sie ihn erwarte, mit Sehnsucht erwarte. Daß sie von ihrem Bodensenster aus jeden Tag, jede Stunde Ausschau halten wolle nach der Oberamtsstraße, bis er komme.

Es bestand kein Zweifel mehr, er war frei! Frei! Und die Lisbeth wußte es und erwartete ihn. Sein Flachsöpfle!

Er fragte nach dem Weg, den er gehen mußte, um nach Furtmühlbach zu kommen.

Aber den Schulplatz führte er. Eine Schar Jüngens spielten hier „Wilder Mann“ und jubelten tolle, ungebundene Freiheit.

Dann kam er auf eine Holzbrücke. Unter ihm rauschte der Nedar über ein breites Wehr. Er schaute eine Weile in die treibenden Wellen. Wie sie sich überstürzten und zusammenschlugen zu hell aufsteigendem Gischt und wieder auseinanderprühlten in schäumender fröhlicher Freiheit, talabwärts, durchs Schwabenland!

Freiheit flüsternte das hellgrüne Weidengebüsch. Freiheit jauchzte der Himmel, die lange, staubbedeckte Landstraße.

Er ging weiter. Auf dem weiten Gefilde, von Horizont zu Horizont, lag ein frischer, wohliger Hauch. Freiheit allüberall! Goldene, schimmernde Freiheit!

Mit solchen Empfindungen kam aber dem derben gemüthvollen Naturburschen auch wieder sein alter Frohsinn. Ein altes hübsches Schulliedchen fiel ihm ein:

„Wenn Gott will rechte Gunt erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er seine Wunder weihen,
In Berg und Tal und Strom und Feld!“

Auf der Straße ihm entgegen kamen singende Menschen, Schnitter und Schnitterinnen, die aufs Feld zogen. Sie grüßten. Einer rief den kräftigen, fröhlich schreitenden Menschen an, wie es Brauch und höflich war in der Gegend:

„Grüß Gott, Better! Woher kommet Ihr?“

Der Martin stuchte. „Ich? — Aus — aus dem Gefängnis!“

Dem andern kam diese Antwort zu überraschend. Er stierte ihn an und wollte noch mehr wissen. Aber der Martin hatte zu weiterer Auskunft keine Lust und ging seinen Weg.

Hinter ihm war der Gesang verstummt. Er fühlte, daß man ihm nachblatte. Ein bitteres Gefühl überkam ihn gegen sein Geschick und vor allem gegen den Menschen, der ihn diese unverbiente Schmach hatte erleiden lassen, bewußt, vielleicht in ohnmächtiger grausamer Feigheit.

Noch wollte er sich sein Schicksal vergegenwärtigen, wenn der Allbefreier Tod den hartgefotenen Brenner nicht oder noch nicht zum Neben gezwungen hätte. Er suchte sich seine kleine muffige Zelle ins Gedächtnis zu rufen, in der er sich schon beinahe wohl gefühlt hatte. In der er täglich mit liebender Sehnsucht auf die paar Sonnenstrahlen gewartet hatte, die ihn für kurze Zeit besuchten. An deren Wände er jeden gekrikelten Namen auswendig wußte und in der er mit dem Ungeziefer Kameradschaft hielt. — Seine kleine Freundin, die zierliche graue Maus, würde wohl heut zu Mittag umsonst gekommen sein, um einen Bissen Brotrinde.

Aber es hielt nicht an. Er schüttelte sich in aufsteigendem Gekel.

Solche Gedanken paßten nicht in die schöne freie Gotteswelt. Dieß doch ein weiterer Vers aus dem kleinen Liedchen:

„Den lieben Gott laß ich nur warten!
Der Vöglein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Seine Gefühle flatterten voraus. Er sah nur noch die Sonne, die Straße, links und rechts das Grün und weite Kornfelder mit schweren goldenen Ähren, zum Schnitte reif.

Und da vorn lag der Feinbodel, — winkten die Tannen!

So kam er durchs Tal geschritten. Als er vor das Dörfchen kam, hörte er Glodengeläute und er sah die Leute kommen, die den Brennermüller zu Grabe trugen. — Da trat er unter den nächsten Kastanienbaum und wartete.

Ungefähr sechzig Schritte vor ihm bog der Zug auf einem kurzen Kiesweg zum Friedhof ein. Ob die Lisbeth darunter war?

Der Martin konnte den einzelnen von seinem Posten aus genau erkennen. Es waren lauter bekannte Gesichter. Und fast alle kamen sie ihm heute falsch und heuchlerisch vor unter der Pflicht dieses langsamen, stummen Trauerganges.

Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt. Er kannte den Brennermüller und die Beziehungen seiner Mitbürger zu ihm zur Genüge, um zu wissen, wie schwer das Leid wog, das alle diese Menschen öffentlich und gut christlich zur Schau trugen.

Unwillkürlich empfand er ein verführendes Mitleid für den Toten dort unter dem bekränzten Sargtuch und wurde beinahe zum Weinen gestimmt.

Plötzlich mußte er an sich halten. Er sah die Lisbeth. Beinahe hätte er im ersten Jubel ihren Namen gerufen. Einfach, im schlichten schwarzen Kleid, ging sie zwischen einigen Mädchen und jungen Frauen am Schluß des Zuges. Und ein ehrlicher Ernst lag auf ihrem jugendfrischen Gesichtchen, das unter einem leichten schwarzen Seidentüchlein von zwei blonden Haarsträhnen umrahmt war in lieblicher Anmut. Aber es war ein ruhiger, klarer Ernst, leidenschaftslos, wie er in großen bedeutungsvollen Augenbliden nur einem glücklichen Menschenherz zu eigen ist.

„Wie lieb und einfach, — und wie schön!“ dachte der Martin.

Er besann sich. Sollte er folgen? — Nein, er wollte warten.

Vom Friedhofe her hörte er Gesang und in gedämpften, abgerissenen Worten die Stimme des Pfarrers, der jetzt das vielbewegte Leben des Verstorbenen einer christlich-ritischen Würdigung unterzog und seine arme Seele der Barmherzigkeit des Erlösers überantwortete.

Dann kamen die Leute zurück. Einzelne und in kleinen Gruppen zerstreuten sie sich gleichgültig plaudernd in das Dorf. Nur die Lisbeth war noch nicht heraus. Der Martin wußte es bestimmt. Nach einigen langen Minuten der Ungeduld ging er bis zum eisernen Tore des Friedhofes, das noch geöffnet stand. Er konnte nur den Totengraber erblicken, der in einiger Entfernung ein frisches Grab zuschauelte.

Den Eingang zu diesem stillen Ruheort der Toten bildeten in kurzer Allee zwei Reihen dichtkroniger Alazienbäume. Der Martin ging sie durch. Da sah er zwischen zweien derselben, wie eine Frauenerscheinung von einem nahen wohlgepflegten Grabe sich löste und in freudiger Jubelstimmung auf ihn zueilte: „Martin!“

„Lisbeth!“

Eng umschlungen standen die beiden jungen Menschen und sahen sich gegenseitig Trost und Schwur einer echten unerschütterten Liebe aus den Augen. Die Lisbeth konnte sich kaum fassen. Wie oft hatte sie diesen Augenblick des Wiedersehens herbeigesehnt in stillen, innigen Verlangen. Nun kam er doch überraschend.

„Marie! Mein lieber Bub! Ja, bist's denn wirklich?“

„Flachsöpfle, lieb's guet's —!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“ wiederholte auch er.

Dann gingen sie Hand in Hand, Tränen in den Augen, dem Dörfchen zu. Stumm und überwältigt von Glück und Freud.

Bevor sie an die ersten Häuser kamen trennten sie sich.

„B'hat dich Gott, Lisbeth,“ sagte der Martin, „s'ist besser so!“

Die Lisbeth fragte: „Wohin gehst?“

„Zum Mühlhof und zum Schulz — i muß mich umtun vor Nacht! Und bald komm' ich und tret' hin vor dein Vater, offen und gradraus, und halt an, so wie sich's g'hört. Dann soll's kund werden vor aller Welt: Der Martin und d' Lisbeth — und's Glück — und die herzinnige Lieb' und — und kein End'!“

Da mußte die Lisbeth lachen. „Du närrischer Bub, muß i jetzt sagen! Wenn ich aber net mitmachen tu?“

„Du, i nehm' dich beim Wort!“ Und ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund: „Hast g'sagt — übers Jahr!“

„Noch ist's net um, Bub.“ Redlich setzte sie hinzu: „s'ist besser so!“

Er hielt immer noch ihre Hand fest. Und wie sie sah, daß er

erst wurde und mit seinen großen hellen Augen flehte, riß sie sich plötzlich los: „Kommt halt!“

Wie ein Wiesel sprang sie über den Graben und eilte über Wiesen und Gärten davon. Aus der Ferne winkte sie zurück und verschwand dann hinter dem kleinen Häufel, das dem Deders-Andresel gehörte.

Und der Martin ging durchs Dorf, zur Brennermühle.

Hier drangen laute Stimmen ins Freie. Man hielt Leichenschmaus. In der vorderen Stube hatten sich die Schulkameraden des Verstorbenen, die wenigen Nachbarn, der Schulz und einige Knechte nach dem Leichenbegängnis zusammengefunden, um jetzt das Andenken des Toten zu feiern. Auf der Ofenbank war ein Faß Bier aufgestellt und die Magd hatte zu dieser Gelegenheit besonderes Weißbrot gebaden und Käse besorgt.

Bald war man in gehobener Stimmung und ein lebhafter Disput war im Gange. Man sprach vom Verstorbenen und seinem Vermächtnis, vom Müllermarke und allem, was mit dem Tod des Brennermüllers zusammenhing. Einige stritten sich über die Rechtsgültigkeit des Testaments, das den Martin zum neuen Herrn auf dem Mülhshof machte.

„Was ist's, Schulz!“ schrie der Adlerswirt, von dem der Brenner einst seinen Schnaps bezog, „g'setzt der Fall, der Peter, sein leiblicher Sohn, kommt und stellt sich wieder ein und fordert sein Erbteil, so wie's ihm zusteht nach Geburt und Recht?“

Der Schulzenbauer dreht sich nach ihm um und nahm eine gewichtige Haltung an.

„Er wird sich's verbeißen, das B'rückommen und das Einstellen, der Tagdieb, der nixnugig! 'n Steckbrief ist im Umlauf, aber wenn er wird auf'rissen, der Dorflump, alsdann wartet was anderes auf ihn als der Mülhshof.“

Der Hagmayer saß stumm neben dem Schulz und laute ärgerte sich an seiner zernagten Pfeifenspitze.

„Keiner weiß, wo er steckt“, sagte der Schmiedjörg. „Am End' gar drüber überm Wasser, in Amerika. — Und der Warte sitzt unschuldig ...!“

Nun war es still geworden. Jeder zog bedächtig an seiner Tabakspfeife und hing seinen Gedanken nach. Einige leisteten wohl in der Stille Abbitte für ein stilles Unrecht.

Einer unterbrach das Schweigen. Es war der Döte. — Ein gutmütiges Bäuerlein, das diesen Spitznamen trug, weil er bereit war, immer und überall, wo es nur eine Kindstaupe gab, Bäte zu stehen. Wenn es an einem Paten (Döte) fehlte, — das Bäuerlein half aus der Not. Er flötete ein wenig, der „Döte“, und zwinkerte heftig mit den kleinen Augen, wenn er sprach.

„Leut, Leut,“ fing er an, „o—ob sie'n jezt net! — laufen lassen, 'n Ma—ma—marle, wo—wo's doch raus ist, sonnen—klar, daß er der Richtig net ist, der wo—wo—wo's hot getan?“

„Gar nix ist sonnenklar!“ fuhr jetzt der Hagmayer auf. „I glaub, was ich mag! Der Brenner hat die Schrist im Dufirium g'macht. Der Peter war gar nicht um den Weg dazumal. Niemand hat ihn g'lehn! — Und mein Mädle war brav und unbescholten, bevor der Fremdling ins Dorf kommen ist.“

Der Schulz sagte ihm in seiner breiten, gemächlichen Weise am Arm: „Du mußt net so reden, Hagmayerbauer. Der Brennerpeter war 'n Tunetgut von jeher und hat schon g'wildert eh der ander hat nur's Büchse halten können. Und was einer schreibt, wenn's ans lekt! Reisen geht, daderzu treibt's ihn von innen heraus! Das muß 'n Wort sein. — Der Andresel hat mir's schon g'lekt, wie's steht um dein' Lisbeth. Sell ist Liebesfach' und einmal net anders beim jungen Volk. Und der Martin ist 'n Rechtschaffener. Das ist mein' Ansicht!“

Aber der Hagmayer wollte nichts wissen von alledem. „Und i sag, 's ist Lumpenpad allsamt, was sich noch am Spätobend auf der Bürgelhalde rumtreibt. Ich war bei der Verhandlung. I hab' g'lehn und hab' g'hört! Und was ich weiß, das weiß ich!“

Mittlerweile hatte sich die Türe geöffnet und mehrere Stimmen schrien: „Der Warte!“ Alle erhoben die Köpfe von der Tischplatte und rühten zusammen. Der Martin setzte sich und die Magd brachte ihm einen Krug Bier.

Nun ging es an ein Fragen und Zureden von allen Seiten. Fast alle versicherten ihm, sie hätten es gleich zueinander gesagt: Der Martin ist unschuldig in der Sach', das ist der Unrecht!

Nur der Hagmayer bot, „Vergelt's Gott“ und gute Zeit und ging.

Wie dann die Sonne hinter dem Heimbodel verschwunden war, wurde das Faß leer und auch die anderen Trauergeister brachen auf, bis auf den Schulz. Er hätte noch mit dem Martin zu reden.

Sie waren allein und der Schulz begann: „Was der Brenner nachg'lassen hat, Martin, daß er dir all sein Sach' verschrieben hat zu eigen, sell wirst wissen?“

„Man hat mir das Testament vorg'lesen.“

„Gut. Aber mit dem Mülhshof hat's doch seine Schwierigkeit. Dadermit hat's noch gut Weil. Darum biet' ich dir an: Kannst

morgen eintreten bei mir als Knecht, bis das Gericht 's lehte. Wort g'redt hat in der Sach'. Ist dir's recht, so sag's?“

„Wohl, Schulzenbauer, 's ist mir recht.“

„So komm mit zur Einbreinsuppen. Die Bäuerin wartet.“

Doch der Martin besann sich.

„Ich möcht' halt noch Umschau halten, Bauer, und nachher zur Kernchrstel gehen, was mein' Das ist.“

„Hab auch nix z'wider. So kommst nach. Morgen in der Früh' geh's in Roggenschnitt!“ sagte der Schulz und ging.

Der Martin hielt Umschau. In der Bodenkammer kramte er in seinen Sachen. Er fand alles vor, genau wie er es verlassen hatte. Einige notwendige Kleidungsstücke für die Woche schnürte er zu einem Bündel zusammen. Da fiel sein Blick auf ein kleines verstaubtes Instrument, das nutzlos und verstimmt in einer Ecke stand. — Seine Handharmonika! Seine alte, liebe Freundin!

Er nahm sie und zog sie breit. Aber o weh! Einen langen schrillen Ton gab sie, wie eine gequälte Klage. Es war die erste Klage nach einer langen, stummen Leidenszeit. An den Lustklappen fraß der Rost. Die Register waren mit Schmutz verstopft und in dem Balg hausten Spinnen und Gewürmer.

„Arme Musika!“ sprach er ihr zu. „Dir hat man's auch schwer gemacht dein Bissel Dasein. Wart, du sollst auch wieder frei und fröhlich werden: Gut ölen, putzen und recht viel hantieren und wir zwei sind nachher wieder die Alten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Hechte.

Erzählung aus großer Zeit von Oscar C. Kubach.

(Nachdruck verboten.)

Der Fabrikant Julius Hecht saß vor seinem Bureauisch und rieb sich vergnügt die Hände. Nun langte er in die Kiste, streckte sich eine Upmann an, legte dann sein Geheimbuch in den mächtigen Kassenschrank, den er bedächtig abschloß. Hecht, der echte Typ eines rheinischen Großfabrikanten, beschäftigte jahraus jahrein vier- bis fünfhundert Arbeiter, außer einer ziemlich Anzahl Chemiker und Techniker waren im Bureau mehr als fünfzehn Angestellte und ebensoviel Damen tätig. Hecht war ein energischer, zu Zeiten recht grober, aber auch stets gerechter und oft wohlthätiger Chef. Seine Mittel erlaubten ihm, daß sein Sohn Manfred sein Jahr bei den Bonner Husaren abdienen konnte. Nun war dieser mit vierundzwanzig Jahren nach der dritten Übung Leutnant geworden, was den Alten, der vor sechs Jahren seine Frau verloren hatte, nicht wenig stolz machte. Natürlich war Manfred auch ein tüchtiger Kaufmann, er teilte sich mit dem alten erfahrenen Profuturisten in die Leitung des Bureau's, war aber auch im Fabrikwesen so eingearbeitet, daß er's mit jedem aufnehmen konnte.

Die Bureau Damen schwärmten ausnahmslos für ihren jungen, blonden Chef, und wenn er vollends bei festlichen Anlässen in der schmutzen Husarenuniform erschien, war die Begeisterung groß. Sie stand ihm aber auch vorzüglich zu der geschmeidigen, schlanken Figur, zu dem energischen Schnurrbart und den großen, stahlgrauen Augen. Nur eine der jungen Damen, Maria Dalberg, die mit ihren rätselhaften, großen Augen, dem dunklen Haar und den regelmäßigen, ernsten Zügen an Murillos Madonna erinnerte, zeigte sich stets ruhig und zurückhaltend. Erst einundzwanzig Jahre alt, hatte man ihr doch schon die Leitung der Damenabteilung anvertraut. Man hielt sie für stolz und muntelte von höherer Abstammung. Nicht mit Unrecht, denn Maria Dalberg war die einzige Tochter des verstorbenen Generalmajors von Dalberg, der ihr nichts als eine tadellose Erziehung hinterlassen konnte.

Dalberg starb schnell im besten Alter. Nach dem Tode seiner Frau besuchte er öfters das Kasino. Dort hatte er eines Tages für die Spielschuld eines alten Kameraden gutgesagt und, da der andere nicht Wort halten konnte, sein ganzes Vermögen verloren. Er überlebte den schweren Verlust nicht lange. Die Zinsen von dem, was für Maria noch zu retten war, reichten zum Leben nicht aus, und das tapfere Mädchen entschloß sich, nach erfolgter kaufmännischer Ausbildung, eine Stellung anzunehmen.

So trat die kaum Achtzehnjährige bei der Firma Hecht ein und hatte sich in drei Jahren pünktlicher, ernster Tätigkeit den beiden Chefs fast unentbehrlich gemacht. Manfred, von ihrem ernsten Wesen angezogen, hatte sie als Mitarbeiterin nicht missen mögen, sie war die einzige im Bureau, der er bei Arbeitsanfang und nach Feierabend die Hand bot. Es war wie eine stille Freundschaft. Daß kaum mehr daraus werden konnte, fühlten beide. Der reiche junge Chef und das arme Bureaufräulein konnten wohl kaum zusammenkommen, so sehnsüchtig sich auch zuweilen die beiden Augenpaare suchten. Und — wenn er auch gewollt hätte, mit dem alten Hecht war nicht zu spassen, der hatte die größten Rosinen für seinen Sohn! In einer Plauderstunde hatte



Eine Häuserreihe aus Briantes in der Champagne,
an welcher die Wirkungen einiger Vollertritter zu sehen sind.

Manfred dem Alten von Marias Vorzügen vorgegeschwärmt, war aber ganz eklich abgehauen worden.

„Amüsiere dich mit dem Mädel, soviel du willst, aber wenn du an etwas Ernsteres denken wolltest, müßte ich dich für verrückt erklären“, hatte sein Vater gesagt, und seitdem erwähnte Manfred Maria nicht mehr vor ihm.

Da, auf einmal, mitten in friedlicher Arbeit, kam die große furchtbare Umwälzung: der Krieg! Eine Welt von Feinden stand gegen die Zentralmächte in Waffen zum Kampfe bereit!

Nun galt's! Ungeheure Begeisterung durchbrauste die deutschen Lande, und Millionen folgten dem Rufe des Kaisers, das Vaterland zu schützen!

In der Hechtischen Fabrik war Feierabend. Ein großer Teil des männlichen Personals war bereits zu den Fahnen einberufen. Nun galt es, die noch vorhandenen Kräfte ausgleichend zu verteilen und besonders die Arbeiten

oft recht erwartungsvoll nach der Tür. Um neun Uhr ging sein Zug, er mußte ja noch kommen, Abschied zu nehmen vom Vater, Abschied,

vielleicht für immer! — Ja, es war die Angst um ihn, um sein junges Leben, in der Maria Dalberg die Hände faltete. Wie eine Schwester für den Bruder wollte sie beten: Herrgott, schütze du ihn, laß ihn glücklich wieder heimkehren, erhalte dem alten Mann den einzigen Sohn!

Fast lautlos war Manfred eingetreten, nun stand er vor ihr, marichbereit, vielleicht zum letzten Male!



Littmeister Prinz Heinrich von
Bayern. (Mit Text.)

des stark gelichteten männlichen Bureaupersonals mußten nun die Damen übernehmen.

Für Maria Dalberg aber war das keine leichte Aufgabe, der Betrieb mußte ungestört weitergehen, und als die anderen heute Schluß gemacht hatten, arbeitete sie allein noch lange im Bureau.

Auch der alte Herr war nebeuan noch tätig. Schwer drückte ihn der nahende Abschied von dem einzigen Sohn, der morgen an der Front eintreffen mußte.

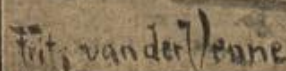


Einen Gruß in die Heimat.

In den steilen Vogesen wird die Post auf Stein befördert.



Die Hindenburg-Brücke in Berlin. (Mit Text.)



Ein Wiedersehen. Zeichnung von Fritz van der Venne.

Überrascht und verwirrt war sie aufgesprungen, glühende Röte übergoß die sonst bleichen Wangen und die in Tränen schimmernden Augen blickten fragend zu ihm auf.

„Fräulein Maria, ich komme, Abschied zu nehmen.“

„Abschied —“, antwortete sie fast tonlos.

„Sie sind traurig. Sie haben geweint. Nimmt der Krieg auch Ihnen jemanden, den Sie lieb haben?“

Wieder blickten ihre Augen zu ihm auf. Dann ließ sie sich in den Stuhl fallen, und leise weinend vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände.

Ein Leuchten ging über Manfreds ernste Züge, ein Ahnen, das ihm in dieser letzten Stunde Gewißheit bringen sollte. Lieblosend berührte er ihr Haar, dann löste er zärtlich ihre Hände, sah ihr tief in die traurig fragenden Augen, und dann, als er sah, wie ihre Schläfen pochten, wie die Hände zitterten, nahm er sie glückselig in seine Arme und drückte den ersten, heiligen Kuß auf ihre zudenden Lippen.

„Maria, weine nicht, ich komme wieder, dann bist du mein, ewig mein“, sagte er zärtlich.

„Dein, in alle Ewigkeit dein!“ antwortete sie leise, und aus ihren Augen leuchtete verheißungsvolles Glüd.

Da, die Klingel. Es galt ihr — sie konnte jetzt nicht so vor seinen Vater treten, er durfte ja auch nichts wissen. Nur in dieser Stunde nicht zwischen ihm und den Sohn treten — ihr junges Glüd stand noch in weiter Ferne und währte vielleicht nur diese eine, flüchtige Stunde!

„Leb wohl, Maria! Denke mein und bete für uns beide!“

Noch einmal sondeten sich die Lippen zum langen, innigen Abschiedskuß, dann ging er hinein zum Vater, während Maria, ihr junges, tiefes Glüd im Herzen, wie im Traume in der sinkenden Augustsonne den Heimweg antrat.

Zubel durchbrauste die mit Fahnen festlich geschmückte Stadt. Wie Sturmwind und Eisenhagel ging der Siegeszug durch Belgien nach Frankreich hinein!

Nun war auch Raubeuge in deutschen Händen!

Maria lebte ganz der großen Zeit! Der Zwang der Bureauarbeit lag auf ihr wie ein Alp, sie war nicht mehr bei der Sache. Der alte Herr hatte erst unwillig den Kopf geschüttelt, aber Fehler auf Fehler häuften sich, es kam zu ernsthaften Klagen, und nun heute wieder —!

„Nein, das geht nicht länger so weiter, mein Fräulein! Entweder besorgen Sie Ihre Arbeiten pünktlich nach wie vor oder — Sie müssen sich einen anderen Posten suchen!“

Ziemlich erregt hielt der alte Herr seine Strafpredigt, deren Berechtigung Maria nicht verkannte.

Aufrecht vor ihm stehend, antwortete sie ruhig: „Ich sehe ein, es kommen Fehler vor, verzeihen Sie mir, Herr Hecht, aber — es ist so natürlich, meine Gedanken sind nicht mehr bei der Sache und — ich bin ein Soldatenmädchel! Ich kann nicht länger hier bleiben! Lassen Sie mich fort! Bitte!“

„Fort? Wohin? Was fällt Ihnen ein?“

„Fort, hinaus! Wo ich mich nützlich machen kann! Bitte! Halten Sie mich nicht! Ich kann Ihnen hier nichts mehr sein! Draußen blühen und sterben so viele! Dort ist mein Platz! Ich habe ja hier nichts zu verlieren und Mut genug, in den vordersten Reihen zu trösten und zu helfen! Ich weiß, man nimmt mich, bitte, lassen Sie mich!“

Erst wollte der alte Herr aufbrausen, dann sah er das tapfere Mädel an — Manfred hatte recht, das war Rasse, aber gefährlich! Wo die einhakte, da saß es fest! Deshalb war's auch besser, sie ging.

Ruhig reichte er ihr die Hand. „Gehen Sie, ich halte Sie nicht, gehen Sie in Gottes Namen! Ihr Vorhaben ehrt Sie! Und lehren Sie glücklich in die Heimat zurück!“

„Ich danke Ihnen herzlich für alles! Leben Sie wohl!“

Hastig packte sie ihre Sachen, noch ein kurzer Abschied von den Mitarbeitern, und dann hinaus! Frei!

Beim Anblick der festlich geschmückten Straßen überkam sie ein Wonnegesühl. Ihr Weg war frei! „Fähre du mich, mein Gott!“ betete sie. — Vielleicht zum Glüd?

In Nordfrankreich ging's heiß zu. Die Schwestern hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu tun. Die leichten Verwundeten waren abtransportiert, leere Feldbetten standen zu neuer Aufnahme bereit. Maria lehnte an der Tür des Feldlazarets, zum Umfallen müde. Knatterndes Gewehrfeuer und das dumpfe Dröhnen der Artillerie schredte sie auf. Forschend suchten ihre Augen die Dunkelheit zu durchdringen und ängstlich lauschte sie hinaus in die Nacht.

„Er ist dabei! Schütze du ihn, mein Gott und Vater!“ betete sie leise vor sich hin.

Am Nachmittag war das Husarenregiment vorbeigeritten, frisch und fröhlich er an der Spitze seiner Schwadron. So sah sie ihn wieder, er hatte keine Ahnung von ihrer Nähe und der quälenden Angst und Sorge, die sie um ihn erlitt.

Nun tobte die Schlacht schon stundenlang und noch immer die fürchterliche Ungewißheit!

Da — endlich — die erste Autoambulanz mit Verwundeten und — gute Nachrichten! Der Gegner ist geschlagen, die tapferen Truppen bei der Verfolgung.

Aber mit schweren Opfern war dieser Sieg gegen eine große Übermacht erkauft! Wagen auf Wagen mit Verwundeten kam an, jeder verfügbare Platz mußte benutzt werden, und Ärzte, Krankenträger und Schwestern erfüllten ihre schwere Pflicht mit bewunderungswürdiger Aufopferung.

Besonders das Husarenregiment hatte beim schneidigen Angriff viel Verluste gehabt. Die vielen verwundeten Husaren erhöhten Marias Sorge. Wie stand's um ihn? Niemand konnte ihr Auskunft geben, so oft sie auch fragte. Immer mehr kamen an, sie hatte keine Zeit, schwach zu werden, und nahm alle ihre Kräfte zusammen. Da — sie war gerade beim Eingang — da kam die Gewißheit! — Manfred!

Bleich, mit geschlossenen Augen lag er auf der behutsam hereingetragenen Bahre. Maria wankte, aber nur jetzt nicht schwach werden, jetzt nicht! Gott gib mir Kraft, hier zu helfen!

Ihre Blide suchten den Chefarzt, schnell war sie bei ihm, er folgte ihr und begann sofort mit der Untersuchung. Bleich und zitternd stand sie daneben. „Wie steht's, Herr Doktor?“ fragte sie endlich.

„Der linke Arm, Schwester, der — ist verloren, total zerschossen.“

„O, mein Gott! Und sonst?“

„Keine Lebensgefahr! Die augenblickliche Schwäche kommt vom großen Blutverlust. Wir müssen amputieren — es geht nicht anders.“

Tränen standen in Marias Augen und schmerzzerfüllt sah sie auf den bewußtlosen Manfred nieder.

„Herr Doktor, bitte, lassen Sie mich bei ihm — er steht mir näher, ich muß ihn pflegen!“

„Gern, Schwester! Es wird eine schwere Zeit für Sie sein, aber wir bringen ihn durch, den tapferen, rheinischen Jungen!“

„Das gebe Gott!“ antwortete sie leise.

Nun lag Manfred seit vierzehn Tagen im Lazarett auf deutschem Boden. Maria wach Tag und Nacht nicht von seiner Seite. Das Wundfieber hatte ihm arg zugefegt, aber unter Marias aufopfernder Pflege erholte er sich von Tag zu Tag mehr. Freilich, der Verlust des Armes war eine böse Sache. Am meisten schmerzte es ihn, daß es nun aus war mit dem Soldatenleben, daß er sein Vaterland nicht mehr verteidigen durfte! Und Maria? Durfte er sie noch an sich fesseln? Würde ihr der Einarmige, der Krüppel, noch so willkommen sein? Ja, das wußte er, sie liebte ihn! Mit Zärtlichkeiten und Liebfosungen verschönte sie ihm jeden Tag, und warm, wie der Strahl der Sonne, traf ihn das heimliche Geständnis ihrer Augen.

„Und dann —“, fragte er sie.

Sie nahm seinen Kopf lieblosend in beide Hände, dann küßte sie ihn tief und innig, und nun wußte er, nur der Tod konnte sie scheiden!

Der alte Herr war benachrichtigt worden, daß die Gefahr vorüber sei, daß er kommen dürfe. Und er kam. Sofort.

Maria stand an Manfreds Lager, als er eintrat. Ruhig blickten ihm ihre großen Augen entgegen. Auf halbem Wege blieb er stehen, dann kam er näher.

„Junge, mein armer Junge!“

Schmerz und Mitleid zitterten aus seinen Worten, dann streichelte er die eine Hand des Sohnes und sah fragend zu Maria auf. Manfred fühlte, er mußte nun sprechen. „Vater, lieber Vater —“, begann er leise — „sie hat mich gepflegt Tag und Nacht, ihr verdanke ich so unendlich viel, mit ihrem Bilde im Herzen zog ich hinaus, der Zufall — Gott hat es so gefügt! Vater, gib mir Maria, damit ich glücklich werde!“

Erst würgte der alte Herr, als ob er einen Frosch verschlucken müßte, aber — er hatte ein Herz, er war immer gerecht gewesen. Nun streckte er ihr die Hand entgegen. „Na, ich hab's ja gesagt, Mädel, wo du einhakt, da sitzt's fest! Und nun zappelt der schönste Hecht dir an der Angel! Aber eine Flosse fehlt ihm. Kannst du ihn denn so noch brauchen?“

„Vater! Liebster Vater!“ überglücklich hing sie an seinem Hals. „Na, mir soll's recht sein! Ich dachte nur erst, ein rechter Hecht müßte nach einem Goldfisch schnappen! Aber — du bist ein tapferes, braves Mädel! Und mit der einen Vorderflosse —!“

„Will ich mein großes, reiches Glück festhalten fürs ganze Leben!“ klang es jauchzend und jubelnd von Manfreds Schmerzenslager. Marias kleine Hände fest umspannend, zog er sie zärtlich zu sich nieder, und heiß preßte sie ihre Lippen auf seinen glücklich lächelnden Mund.

Halsentzündung.

Die sogenannte Halsentzündung macht sich zumeist als Entzündung der Mandeln bemerkbar, weshalb man auch häufig nur kurz von einer Mandelentzündung spricht. Nicht selten aber werden von der Entzündung auch die Schleimhäute des weichen Gaumens, des Rachenbogens, der Gaumenbögen, oft der ganzen Rachenhöhle, manchmal sogar der Nase und der Ohrtrompete ergriffen. — Die Halsentzündung ist eine recht weit verbreitete Krankheit; es gibt Leute, bei denen es zum Leben oder doch zum guten Ton zu gehören scheint, daß sie im Jahre ein- bis zweimal oder noch öfters von dieser Krankheit befallen werden.

Brennender und stechender Schmerz im Halse, der sich besonders beim Schlucken recht unangenehm bemerkbar macht, ist eines der Hauptsymptome der Krankheit. Mehr oder weniger heftiges Fieber (manchmal bis 41 Grad) vermehrt das Gefühl des Krankseins. Die entzündeten Teile sind hochgerötet, die Mandeln oft so stark geschwollen, daß sie sich in der Mitte berühren. Die Schleimhäute der Organe des Halses sind mit einem Belag bedeckt, der sich als weißlichgraue, körnige Masse darstellt. Übelkeit, manchmal Erbrechen und häufig recht heftige Kopfschmerzen machen sich als Begleiterscheinungen bemerkbar. Eine eigentümliche Schwere und oft recht bedeutende Schmerzen in den Gliedern, besonders in den Beinen, sind ebenfalls in vielen Fällen vorhanden.

Mit einer Mandelentzündung ist durchaus nicht zu spaßen. Viele Ärzte sehen die Mandeln als Schutzorgane für den gesamten Körper an. Sind die Schutzorgane nun selbst erkrankt, so ist naturgemäß auch der übrige Körper zu Erkrankungen leichter disponiert. Tatsächlich hat man beobachtet, daß an sich gutartig erscheinende Mandelentzündungen oft recht schwere Folgekrankheiten nach sich zogen. So wird unter anderem behauptet, daß jedem Ausbruche eines Gelenkrheumatismus eine Mandelentzündung vorausgehe.

Wird eine Halsentzündung vernachlässigt, so wird aus der ursprünglich folliculären eine parenchymatöse Mandelentzündung, d. h. die Entzündung dringt von der Oberfläche, der Schleimhaut, in die Tiefe, wobei das Gewebe zum Teil zerstört wird und es zu starken Eiterbildungen kommt. Der schnarchende Atem zeigt an, daß Erstickungsgefahr vorhanden ist; denn die heftig geschwollenen Mandeln drohen den Eingang zur Luftröhre gänzlich zu verschließen. Oft wird der Belag so stark, daß diese Mandelentzündung — speziell von Laien — leicht mit Diphtherie verwechselt wird. Bei heftigem Eiterfieber und brandigem Zerfall der ergriffenen Organe kann die Krankheit tödlich verlaufen; das geschieht meist dann, wenn dem Eiter, der sich gebildet hat, kein Abfluß nach außen verschafft werden kann.

Die Ursache der Mandel- bzw. Halsentzündungen wird meist ausschließlich in Erkältungen gesucht; und tatsächlich scheint das häufigere Vorkommen dieser Erkrankung gerade in den Übergangszeiten — Frühjahr und Herbst — diese Annahme zu bestätigen. Oft jedoch wird die Sache so liegen, daß Unvorsichtigkeiten, die zu Erkältungen führen, erst den letzten Anstoß zum Ausbruche der Krankheit geben, die, wie der Volksmund sagt, schon „längere Zeit im Menschen steckte“. Recht häufig beobachtet man auch, daß Erzeße im Essen und Trinken und die damit verbundenen Magenverfälschungen und Darmkrankheiten die Ursache zum Ausbruche der Halsentzündung sind, was sich leicht mit einer Art Selbstvergiftung des Körpers infolge mangelnder Verdauungs- und Ausscheidungstätigkeit erklären läßt.

Was die Behandlung der Halsentzündung anbelangt, so kommen hauptsächlich Pädungen in Betracht, und zwar rein örtliche, wie auch allgemeine. Um den Hals lege man einen Umschlag von 20 bis 25 Grad Celsius. Er soll beruhigend wirken und muß, so oft er warm geworden ist, erneuert werden. Gleichzeitig mit dem Halsumschlag sind Strumpfpädungen anzulegen. Sie können — warme Füße vorausgesetzt — von brunnentischem Wasser gemacht werden und wirken dann vorzüglich blutleitend auf die Organe des Halses. Bei hohem Fieber verabreicht man dem Patienten (im warmen Zimmer!) öfters kühlende Ganzwaschungen. Auch Dreiviertel- oder Ganzpädungen sind bei Fieber angebracht. Sie müssen aber, sobald sie warm geworden sind, erneuert werden. Haben diese Pädungen, die mit stube warmem Wasser zu machen sind, das Fieber herabgemindert, so schließe man ihre Anwendung mit einer kühlen Waschung des ganzen Körpers oder mit einem lauen Halbbade mit nachfolgender kühler Übergießung. — Da das Fieber nie als selbständige Krankheit, sondern immer

als ein Heilbestreben der Natur aufzufassen ist, so ist es nie ganz zu unterdrücken. Deshalb dürfen vorstehend vorgeschlagene Waschungen und Pädungen auch nur bei heftigem Fieber angewandt werden; geringe Fiebererscheinungen lasse man ungehindert.

Bei parenchymatöser Mandelentzündung sind auch Dampfkompresse auf den Hals angebracht; sie sollen eine schnelle Eiterentleerung an den Mandeln unterstützen. Gleichzeitig mit den Dampfkompresse, deren Anwendung aber mit der größten Vorsicht zu geschehen hat, mache man Kumpf- und Baden-, oder Strumpfpädungen (kalt!). — Zur örtlichen Behandlung gehört auch noch das Rachenbad oder ein leichtes Gurgeln mit lauem Salzwasser (ganz wenig Salz, etwa 6 Gramm auf 1 Liter) oder mit Zitronen- oder Heidelbeersaft.

Als Nahrung während einer Halsentzündung genieße man viel lauwarme Milch und ebensolche schleimige Abkochungen von Hafermehl, -grüße und -flocken. Während der Genesung sind Speisen in Breiform, Grieß, Haferflocken, Grüße, Reis und ähnliches, auch gekochtes Obst und Apfelsmus zu empfehlen. Als Getränke sind Milch, Buttermilch, gequirte saure Milch und Limonaden von Zitronen- und andern natürlichen Fruchtsäften zu reichen. Für guten Stuhlgang ist selbstverständlich zu sorgen, nötigenfalls durch Klistiere. — Ein Haupterfordernis ist reine, frische Luft im Krankenzimmer!

Von mancher Seite wird die Entfernung der sich öfters entzündenden Mandeln auf chirurgischem Wege empfohlen. Diesem Verfahren ist jedoch meist zu widerraten. Wie schon eingangs geschrieben wurde, sind die Mandeln als Schutzorgane gegen die Einwanderung von Krankheitsstoffen in den Körper zu betrachten, und es ist darum voreilig, diese von der Natur unserm Körper verliehenen schützenden Organe ohne zwingenden Grund zu entfernen.

S. S.

Bei Soissons.

Bei Soissons da ritt der Tod
Vom Morgen- bis zum Abendrot,
Da brach manch Heldenauge.
Da grüßten fern das Heimmattal
Die bleichen Lippen noch einmal
Mit lestem, leisem Hauche.

2. ... Und einer lag dort auf dem Platz,
Er hat nicht Heimat, Weiß noch Schatz,
Allein, wie er im Leben.
Er war ein Held, so brav und wert,
Der Tod hat ihm, was er entbehrt,
Die Heimat nun gegeben.

3. Stand neben ihm ein Blümlein blau,
Das Köpfchen tief und naß vom Tau,
Als ob es um ihn weine:

„Und hattest du auch keinen Freund,
Kein deutscher Held bleibt unbewegt;
Auch du starbst nicht alleine!“

4. Und wer hat dieses Lied erbacht?
Ein Achtundsechziger hat's gemacht,
Ein preussischer Geseiter.
Er sang's mit schlichter Melodie
Bei seiner neunten Kompagnie,
Und diese sang es weiter.

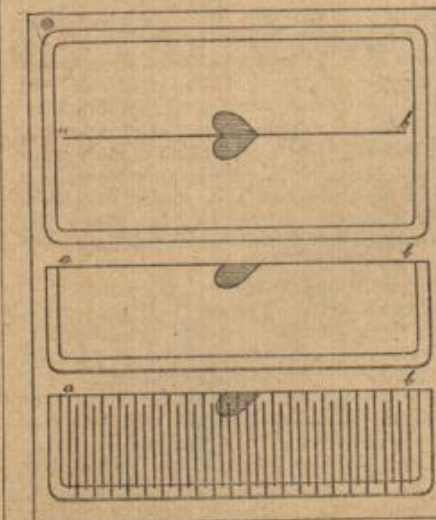
Dr. B. Kärten-Düren.

Zeitvertreib

Die Kunst, durch eine Karte hindurchzutreiben.

Aus der griechischen Mythologie ist die Sage von der Dido bekannt, die von dem König Jarbas in Numidien so viel Land kaufte, als sie mit einer Stierhaut belegen konnte. Dann zerchnitt sie die Stierhaut in einen feinen Streifen, der natürlich außerordentlich lang wurde, und umgrenzte damit ein großes Gebiet, auf dem sie ein neues Königreich begründete.

Auf den ersten Blick mag diese Sage deshalb sehr unwahrscheinlich erscheinen, weil man annehmen könnte, daß ja auch eine zerchnittene Stierhaut schließlich nicht sehr weit gereicht haben dürfte. Wie man aber durch richtiges Zerschneiden kleiner Körper tatsächlich die Grenzen eines großen Umfangs hervorbringen kann, davon soll uns der folgende Versuch Kenntnis geben. Wir suchen uns von unseren Bekannten die besten aus. Dann ziehen wir aus einem Spielkarten eine hervor. Die Aufgabe soll nun darin bestehen, diese so zu zerschneiden, daß der Dickschnitt durch sie hindurchzutreiben kann. Betrachtet man sich seinen Umfang und die Kleinheit der Karte, so wird man diese Aufgabe als vollkommen unlösbar halten.



Wir beweisen jedoch sofort ihre Lösbarkeit, indem wir folgendermaßen verfahren. Zunächst machen wir durch die Spielkarte hindurch einen Längsschnitt a-b, der parallel ihrer längeren Kante fast von einem Ende bis zum anderen reicht. Die Karte darf durch diesen Schnitt jedoch

nicht vollkommen getrennt werden. Daraus triffen wir sie so, daß der Kniff in der Richtung des Schnittes verläuft, daß also die beiden Hälften und drüben an ihm befindlichen noch festen Kartenteile geschnitten werden. Ist dies geschehen, so schneidet man von beiden Seiten in der auf unserer Abbildung dargestellten Weise in die Karte hinein, also derart, daß bald von der einen, bald von der andern Seite geschnitten wird. Die Einschnitte dürfen aber nie ganz an die entgegengesetzte Seite reichen. Ist das ganze Kartenblatt so behandelt, so zieht man es auseinander. Es bildet dann einen Hitzackkreis, der so groß ist, daß auch unser wohlbeleibter Freund bequem hindurchkommen kann. Eine einfache Überlegung zeigt uns, daß der Kreis um so größer werden muß, je enger wir die Einschnitte aneinandersehen und je weiter wir sie bis in die Nähe des ihrem Anfang entgegengesetzten Randes hindurchführen. Das Kunststückchen wirkt stets überraschend.

Unsere Bilder

Rittmeister Prinz Heinrich von Bayern, der sich gleich nach Kriegsausbruch in Frankreich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Er ist der Sohn des verstorbenen Generalfeldmarschalls Prinzen Arnulf.

Die Hindenburg-Brücke in Berlin. Ungehindert durch den Krieg gehen in deutschen Landen zahlreiche große Schöpfungen ihrer Vollenendung entgegen. Von den Hoch- und Tiefbauten Berlins wurde in diesen Tagen die neue Hindenburg-Brücke eingeweiht. Die dritte „Millionenbrücke“ in Berlin liegt im Zuge der Bornholmer Straße, führt über das riesige Eisenbahngelände der Stettiner Bahn und hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls von Hindenburg dessen Namen erhalten.



Österreichische Telephonzelle im Walde vor Pinal.
Der diensttunende Soldat ist beim Prüfen der Telephonkasetten.

Allerlei

Allo! Frau Müller: „Was höre ich, Frau Nachbarin, Sie wollen diesen Winter kein Monnemeint zu den Konzerten nehmen?“ — Frau Schmidt: „Aber meine Tochter hat sich ja eben schon verlobt.“

Die christlichen Schatzgräber. Zur Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einrückten, suchten viele Leute daselbst ihr Geld zu verbergen. Ein Bauer aus der Gegend von Solothurn ging mit seinem Bündel in den nahe gelegenen Wald, um es daselbst zu vergraben. Der Zufall wollte, daß einer seiner Nachbarn seine Barschaft an eben derselben Stelle schon vergraben hatte, so daß der letztere, indem er eine Grube aufwarf, unmittelbar darauf stieß. „Ei, da muß es wohl sicher sein, weil der das Seinige auch schon da hinein verborghen!“ rief er aus, legte sein Bündel hinein und machte die Grube wieder zu. — Als die Franzosen das Land verlassen hatten, ging der erstere, um seinen Sad wieder zu holen, aber wie erstaunte er, als er noch ein Bündel dabei fand. „Das nehme ich nicht, denn der es da hineingelegt hat, hätte das Meinige zuerst nehmen können“, sprach er. Wie er noch da stand, kam auch der andere, um seine Habe zu holen, und jeder ging darauf mit dem Seinigen ruhig nach Hause.

R. St.

Erhörte Bitte. Eines Morgens, als der alte Fritz eben sein Pferd bestiegen, um auszureiten, umdrängte ihn eine Schar Bittsteller. „Gebt eure Sachen nur ab; ihr sollt alle Bescheid erhalten!“ rief er und wollte weiter reiten. Da bemerkte er einen Greis, der in einiger Entfernung stand, und als er sah, daß der König nicht annahm, sein Gesicht in die Tasche steckte und sich entfernen wollte. Das erregte Friedrichs Interesse für den Mann. Er winkte ihn herbei und fragte: „Wer ist Er?“ — „Ein Bauer aus Preußen!“ war die Antwort. — „Was will Er denn?“ — „Euer Majestät schön bitten, die Regie abzuschaffen; die bringt uns alle ums Brot!“ — „Was — was?“ — „Ja, wenn Euer Majestät das nicht tun, dann — ist es aus!“ — „Ei, warum nicht gar? Was hat Ihm denn die Regie getan?“ — „Sehr viel, Majestät, Wagen und Pferde hat sie mir genommen, weil ich Konterbande gefahren habe, ohne es zu wissen!“ — „Na, das wird Er schon gewußt haben!“ — „Wahr und wahrhaftig nicht! Ich habe es den Leuten von der Regie auch gesagt, aber die lehnen sich nicht daran. Mein Vieh ist nun weg, und wer mir mein Brot nimmt, der nimmt mir mein Leben!“ — „Na, hör' Er, Alter! das ist dummes Zeug, daß ich Seinetwegen die Regie abschaffen soll, das versteht Er denn doch nicht; aber ich will Seine Sache untersuchen lassen, und wenn Ihm geholfen werden kann, wird es bestimmt geschehen. Gebe Er Seine Eingabe nur an Stettin ab!“ — Noch an demselben Tage erhielt Friedrich den Befehl, dem armen Manne alles zurückzugeben, was man ihm genommen, und schrieb eigenhändig unter die deshalb erlassene Kabinettsorder: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu achten hat.“ Fr.

Gemeinnütziges

Kartoffelschnee. Schöne, weiße, mehlig Kartoffeln werden in Wasser mit Salz weich gekocht, abgeseigt und so lange noch gedämpft, bis sie zerfallen. Dann treibt man sie durch die Fleischmaschine auf eine erwärmte Schüssel und serviert die schöne, flodige Masse sofort zu jedem Braten.

Stroh eignet sich schlecht zum Einbinden jüngerer Bäume; die Rinde wird unter einer solchen Hülle verweichlicht und den Baumschädlingsen wird darin ein willkommenes Aufenthaltsort geboten.

Mäuseplage. Wer Winters über auf seinem Vienenstand viel unter der Mäuselalunität zu leiden hat, dem raten wir, statt des gewöhnlich als Köder verwendeten Spedes geröstetes Brot in die Fallen zu legen. Das lieben die Mäuse über alles. Selten können sie da der Lust zu naschen widerstehen.

Palmen sollten nicht den ganzen Winter im geheizten Zimmer stehen. Man muß daher jetzt, nachdem regelmäßiges Heizen eingesetzt hat, die Pflanzen in ein Nebenzimmer bringen, wo nur ab und zu Wärme aus dem Nachbarzimmer einzieht. Auf diese Weise halten wir die Pflanzen frei von Ungeziefer.

Fettflecke beseitigt man von der Wäsche, indem man sie recht dick mit frischem Eidotter bestreicht, dieses vollständig darauf trocknen läßt und dann vorsichtig abreibt. Es hat die Eigenschaft, die fettigen Teile an sich zu ziehen, ohne dadurch Farbe und Stoff zu schaden.

Farbenbrüher an Fensterscheiben beseitigt man durch Auftragen grüner Seife, die einige Stunden einwirken muß und dann abgewaschen wird. Man kann die Stellen auch mit Salmiageist einreiben und nach einiger Zeit mit wolletem Lappen abwischen. Ein weiteres Mittel besteht darin, daß man die Flecke mit Terpentinöl bestreicht, das die Farbe erweicht, worauf mit Benzin ab- und mit lauem Wasser nachgerieben wird.

Frostbeulen, die nicht offen sind, lassen sich durch Umschläge mit Franzbranntwein fast immer beseitigen. Man tränkt eine Portion Watte mit dem Franzbranntwein und legt sie auf. Darüber kommt Guttaperchapapier und das Ganze wird durch eine Binde festgehalten. Abends werden die Umschläge gemacht und morgens wieder entfernt. Anfangs sind sie bei empfindlichen Patienten etwas schmerzhaft, aber die Haut gewöhnt sich schnell. Nach acht Tagen sind die Frostbeulen verschwunden.

Rätsel.

Wer's allezeit im Leben lbt,
Wird von ihm totpass nicht
betrübt.

Frh. Guggenberger.

Reisenrätsel.

A A B D
D E E E H I K L
L N N N N
N N O O R S S T
T V V Z

Sind die Buchstaben geordnet, so nennt die erste Bogerechte den Namen eines berühmten Tonkünstlers und die zweite seine Werte. — Die Sentenzen ergeben Wörter folgender Bedeutung: 1) Geheimschrift. 2) Urfantastisches Gebirge. 3) Schlachtfeld in Böhmen. 4) Baum.

Ernst Bih.

ne	rät	ist
ihm		selbst
zu	eig	nen

das	men	bez		nicht	win	jet
liest		fin		zu		ihm
chen	leid	des		das	wert	ge

nen	schel	aus
auf		glüd
nes	fährt	ren

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silberrätsels: 1) Lablau. 2) Obin. 3) Roland. 4) Trapez. 5) Zwingli. 6) Islam. 7) Nehelm. 8) Galeere. 9) Cäsar. 10) Zunderwamm. 11) Alabama. 12) Aden. 13) Robin. Lorking — Gzaar und Rimmermann. — Des Bilderrätsels: Der Umbauweise steht auf der höchsten Stufe menschlicher Seelvergnü.

Alle Rechte vorbehalten.